

OLIVER N.

mit Sebastian Christ

MEINE FALSCHEN BRÜDER

**Wie ich mich als 16-Jähriger
dem Islamischen Staat anschloss**

Mit einem Nachwort
von Moussa Al-Hassan Diaw

Kiepenheuer
& Witsch

Alle im Buch dargestellten Ereignisse haben sich wie beschrieben abgespielt, allerdings wurden aus dramaturgischen wie naheliegenden Gründen einige Eigennamen und Eigenschaften von vorkommenden Personen sowie Handlungsabläufe verändert.



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2017

© 2017, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln
Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne
schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung
elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Barbara Thoben, Köln
Umschlagmotiv: © picture alliance / ZUMAPRESS.com

Gesetzt aus der Minion
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-462-05119-3

1

Von den vierzig Mann, die mit mir in den Kampf gezogen waren, lebte nur noch ein Bruchteil. Von allen Seiten kam das Feuer. Die letzten Minuten der Schlacht hatten begonnen, und wir wussten, dass wir kaum noch eine Chance hatten. Unsere Feinde waren in der Überzahl, sie rollten auf uns zu, Welle für Welle. Ich versuchte mich zu konzentrieren, so gut das ging, kämpfte pausenlos gegen jene, die uns angriffen.

Uns hatte das Glück verlassen. Einst waren wir gefürchtet, wir hatten viele Kämpfe gewonnen, selbst wenn wir in Unterzahl waren oder die Gegner uns mit überlegenen Waffen attackierten. Doch an diesem Tag metzelten einige Vollidioten in unserer Gruppe wild in der Gegend herum. Der Lärm scheuchte selbst solche Gegner auf, die uns sonst überhaupt nicht auf dem Schirm gehabt hätten. Es war, als rannte nun die halbe Welt auf uns zu, um uns zu erledigen.

Und dennoch hoffte ich, dass es uns gelingen würde, vielleicht doch noch zum entscheidenden Befreiungsschlag auszuholen.

Wir standen am Eingang einer riesigen Halle, aus der bereits Flammen schlugen. Eigentlich wollten wir das Gebäude einnehmen, doch daran war nun nicht mehr zu denken. Überall waren

unsere Feinde verteilt. Egal, wohin ich auch blickte, ich sah nur noch Feuer. Grelle Blitze zuckten am Himmel. Und ich musste zuschauen, wie einer nach dem anderen aus meiner Gruppe starb.

»Was soll die Scheiße?«, schrie ich in das Mikrofon meines Headsets. Wir begannen zu streiten. Die einen waren der Überzeugung, dass wir an diesem Tag eigentlich einen ganz anderen Plan hatten. Andere schimpften über Verbindungsprobleme. Leck mich am Arsch, dachte ich mir, ich bin für heute raus. »Ciao!«, brüllte ich noch und knallte mein Headset mit Schwung in eine Ecke meines Zimmers.

Ich war damals fünfzehn Jahre alt und liebte es, mich mit meiner Crew durch das Fantasy Spiel *World of Warcraft* zu zocken. Dort war ich ein Schamane. Ein starker Charakter, der in Kämpfen stets vorangeht, um seine Mitspieler zu schützen. Auf unserem Server gab es kaum ein anderes Team, das erfolgreicher war. Mehrmals wöchentlich verabredeten wir uns im Netz, arbeiteten Strategien aus und sprachen über Kampfaktiken.

Warcraft war meine Leidenschaft. Mein liebstes Hobby. Ein Ort, an dem ich Freunde treffen und mit ihnen zusammen Aufgaben bewältigen konnte. Es war möglich, nebenbei über das Headset lockere Gespräche mit den Spielpartnern zu führen. Eine Menge Intelligenz und taktisches Denken waren erforderlich, um als Team erfolgreich zu sein.

Überhaupt, Fantasy, das war mein Ding. Die »Herr der Ringe«-Filme kannte ich alle, ich mochte die Gedanken an ferne Welten, an all die Geschichten, die sich in meinem Kopf entfalteten. Bei *Warcraft* konnte ich abschalten und den Stress verarbeiten, der sich den Tag über auf der Arbeit oder in der Schule aufgestaut hatte.

Unser Team hatte einen ziemlich guten Ruf, natürlich waren wir darauf auch stolz. Wir hatten gemeinsam etwas aufgebaut. Es machte mich fassungslos, wie dumm wir uns an diesem Tag an-

gestellt hatten. Die anderen hatten die Sache nicht ernst genommen. Peinlich war das, nein, es war nur erbärmlich.

Eigentlich wollte ich Stunden vor dem Computer verbringen, was sollte ich nun mit dem angebrochenen Freitagabend anfangen? Ein paar meiner Freunde wollten ins Kino gehen. Aber die Vorstellung würde schon bald beginnen, ich war zu spät dran. Allein vor dem Fernseher herumzuhängen, war auch keine Option.

Ich schnappte mir ein kaltes Stück Pizza aus einem Karton vom Vorabend, scrollte meine Handykontakte durch. Noch wusste ich nicht, dass dieser Abend zu einem Wendepunkt in meinem Leben werden sollte.

Bis dahin schien es tatsächlich so, als ob ich endlich etwas Ordnung in meine Existenz bringen könnte. Die Wohnung, in der ich wohnte, war ein dreißig Quadratmeter großes Stück Freiheit. Sie lag direkt hinter dem Wiener Rathaus. Eine sehr bürgerliche Gegend. Gegenüber im Flur wohnte eine Tierärztin. Es gab auch eine Privatärztin im Haus, die Akupunkturbehandlungen anbot. Direkt über mir lebte außerdem ein Rechtsanwalt. Alles Leute, die in ihren Berufen sehr erfolgreich waren. Ich hatte eine Kochnische und ein Wohnzimmer, in dem mein Computer und ein Fernseher standen, dazu eine Couch und ein Tisch. Dazu kam noch ein kleines Schlafzimmer.

Die Miete wurde von einer betreuten Wohngemeinschaft bezahlt, in der ich früher gelebt hatte. Ich war dort ausgezogen, weil sich mir eine echte Chance bot. Ich hatte bei einer großen Versicherung eine Ausbildung begonnen. Jedes Jahr bewarben sich dort tausend junge Menschen aus ganz Österreich. Und ich hatte in dem langwierigen Auswahlprozess eine der wenigen Stellen bekommen.

Als Kind wollte ich mal Pilot werden. Später dann Feuerwehrmann. Ich würde genauso heldenhaft gegen lodernde Flammen und andere Gefahren kämpfen wie die Männer im Film »Back-

draft«, dachte ich. Kurz vor meinem Schulabschluss entwickelte sich dann bei mir der Wunsch, Schauspiel zu studieren. Die Leute in meiner Wohngemeinschaft sagten mir immer, dass ich gut darin sei, in andere Rollen zu schlüpfen und Menschen zu imitieren. Nichts konnte weiter von diesem Traum entfernt sein als die Zahlen und Tabellen, mit denen ich mich nun jeden Tag zu beschäftigen hatte.

Andererseits bot mir der Versicherungsjob Sicherheit. Nach drei Jahren hätte ich einen Abschluss, außerdem verdiente ich als Auszubildender gut. Nach dem Ende der Probezeit bekam ich anderthalb Monatsgehälter ausbezahlt. Das waren Euro, die mit einem Schlag auf meinem Konto landeten. Nie zuvor hatte ich so viel Geld auf einmal besessen. Finanzielle Sorgen hatte ich zu dieser Zeit jedenfalls nicht.

Ich scrollte also meine Kontakte durch und blieb bei dem Namen Mohammed hängen. Mohammed kam aus einer türkischen Familie und lebte seit früher Kindheit in Wien. Er war älter als ich, doch die vier Jahre Altersunterschied waren nie ein großes Problem gewesen, früher hatten wir oft gemeinsam in den Wiener Parks Basketball oder Fußball gespielt. Wir hatten uns gemocht und viel Zeit miteinander verbracht, doch vor zwei Jahren hatten wir uns aus den Augen verloren. Ich dachte nicht mehr an ihn und er wohl auch nicht mehr an mich.

Dann, vor ein paar Tagen: Ich stieg in die U-Bahn, einige Sitzreihen vor mir saßen fünf Jugendliche. Dunkle Haare, braune Haut. Araber vielleicht, dachte ich, oder Türken. Und während ich mir noch darüber Gedanken machte, begann einer von ihnen mich anzustarren. »Hast du ein Problem?«, blaffte er mich an. Jetzt schauten alle fünf in meine Richtung.

Da hörte ich einen von ihnen meinen Namen rufen: »Oliver!«

Es war tatsächlich Mohammed. Schlagartig entspannte sich die Situation. Ich freute mich, ihn durch Zufall hier in der U-Bahn zu treffen.

»Ist lange her, wie geht's dir?«, fragte ich.

»Alles gut, bin mit meinen Brüdern auf dem Weg zur Moschee, würde mich gerne mal wieder mit dir in Ruhe unterhalten.«

»Klar, gerne!«, war meine Antwort.

Die Fünf standen auf und stellten sich an die Waggontür.

»Du musst dich unbedingt bei mir melden!«, sagte er. Wir tauschten unsere Handynummern aus. Eine Computerstimme kündigte die nächste Haltestelle an, wir verabschiedeten uns mit einer respektvollen Umarmung. Die anderen nickten mir zu, was ich erwiderte.

2

Ich saß an diesem Abend in meiner Wohnung und konnte mir nicht erklären, warum der Kontakt zu Mohammed damals abgerissen war. Vielleicht lag es an meinen damaligen Lebensumständen. Ich war seinerzeit umgezogen, hatte andere Sorgen. Dass sich auch etwas in seinem Leben verändert haben könnte, kam mir nicht in den Sinn.

Ich wählte seine Nummer.

»Ja!«, meldete er sich knapp, mit forschem Unterton.

»Bist du das, Mohammed?«

»Wer spricht?«

»Ich bin's, Oliver, wir haben uns vor einigen Tagen in der U-Bahn getroffen. Ich wollte mal fragen, wie es so geht und was du machst.«

»Schön, dich zu hören! Bist du unterwegs? Wir könnten uns treffen!«

Klasse, dachte ich, er kam mir mit seiner Einladung zuvor. So klang es für mich nicht nach der verzweifelten Suche nach einer Ersatzbeschäftigung an einem Freitagabend, den ich bislang mit einer frustrierend verlaufenen Computerschlacht und einem halb leeren Pizzakarton verbracht hatte.

»Kein Thema. Hab mir heute nichts vorgenommen, würde mich freuen, dich zu sehen!«, sagte ich.

Wir verabredeten uns in einem türkischen Imbiss, der im 16. Wiener Gemeindebezirk lag. Ich kannte den Laden noch von früher, weil ich in der Gegend einen Teil meiner Kindheit verbracht hatte. Der 16. Bezirk wird selten mit den vermeintlich positiven Seiten der Stadt in Verbindung gebracht, eher mit Straßenbanden oder Drogendealern. Von Süchtigen über Prostituierte bis hin zu wirr vor sich hin brabbelnden Leuten konnte man hier viele Menschen treffen, die selten den Weg in die blank geputzte Altstadt fanden, wo ich mittlerweile wohnte.

Darüber hinaus lebten dort Menschen aus den unterschiedlichsten Kulturkreisen, die Mieten waren hier recht niedrig und auch für die ärmeren Bewohner Wiens einigermaßen erschwinglich. Für mich war es nie ausschlaggebend, woher eine Person kam, welche Religion oder welche Hautfarbe sie hatte. Ich beurteilte Menschen immer nach ihrem Charakter und der Sympathie, die ich für sie empfand.

Fast genau eine Stunde nach unserem Telefonat traf ich am Imbiss ein. Es gab einen größeren Raum im Eingangsbereich. Er war fast menschenleer. Im hinteren Raum, der wesentlich kleiner war, saß Mohammed alleine an einem Tisch. Er war bereits beim Essen und hatte wohl schon einige Zeit auf mich gewartet.

Als er mich sah, sprang er sofort von seinem Tisch auf. »As-salamu alaikum!«*, rief er. »Setz dich, Bruder!«

Er legte seinen Arm um meine Schulter und schob mich fast zu unserem Tisch hin. Dabei bestellte er bei der Bedienung hinter dem Tresen noch einmal das gleiche Gericht, das er schon bekommen hatte.

Es war schon lange her, dass sich jemand derart freute, mich zu sehen. Und überhaupt war es das erste Mal, dass jemand für

* Arabischer Willkommensgruß: »Friede sei mit euch!«

mich Essen bestellte, ohne mich vorher zu fragen, was ich denn haben wollte. Einfach so, als Geste der Gastfreundschaft. Mit seiner Freude steckte er mich sofort an, nun hatte ich das Gefühl, dass aus dem Abend doch noch was werden würde.

Er hatte Fragen. Ganz viele Fragen. Aber es war nichts Unangenehmes dabei, Mohammed schien sich tatsächlich für mich zu interessieren. Ich erzählte ihm sehr viel an diesem Abend. Wir fingen in meiner Kindheit an; es tat mir gut, von alledem zu berichten, was ich erlebt hatte, fast wie bei einem Therapeuten, nur dass Mohammed ein echter Freund zu sein schien.

Obwohl ich nun bei einer Versicherung arbeitete und in soliden Verhältnissen wohnte, war mein Leben bis dahin nicht immer einfach gewesen. Als ich fünf Jahre alt war, trennten sich meine Eltern. Ich weiß gar nicht mehr genau, was im Detail zwischen den beiden vorgefallen war. Wenn man jung ist, versteht man oft nicht, was da zwischen zwei Erwachsenen abgeht. Aber ganz sicher spürt man es.

Ich kam zu meiner Mutter. Es entbrannte ein hässlicher Kleinkrieg zwischen ihr und meinem Vater. Eines Tages standen dann Angestellte des Amtes bei uns auf der Matte, meiner Mutter wurde das Sorgerecht entzogen. Mein Vater beantragte das Sorgerecht, doch meine Mutter manipulierte mich so, dass ich nicht zu meinem Vater zurückwollte, und ich war von diesem Tag an ein Heimkind. Später, als ich älter war, tingelte ich von einer Wohngruppe des Jugendamtes zur nächsten.

Ich hoffte noch lange, dass sich meine Eltern doch irgendwann einigen würden. Aber der Tag, an dem sich beide wieder vertragen, sollte niemals kommen. Irgendwann zog meine Mutter ins Ausland und war bis auf gelegentliche Telefonate für mich nicht mehr erreichbar.

Und mein Vater? Einerseits hatte er sich bei dem Kleinkrieg gegen meine Mutter nicht viele Freunde beim Jugendamt gemacht; andererseits hatten wir beide auch selbst lange Zeit ein

schwieriges Verhältnis. Zwar stellte er mehrmals Anträge, das Sorgerecht für mich zu übernehmen. Doch Erfolg hatte er damit nicht. Mal gab ich ihm eine Abfuhr, weil ich auf eine Rückkehr meiner Mutter nach Österreich hoffte. Mal gab er auf, weil er die Hoffnung hatte, dass ich nach Beendigung meiner Berufsausbildung ohnehin zu ihm zurückziehen würde.

Die Sache war verfahren. Und mich kümmerte es letztlich nicht, wer von beiden im Recht war. Für mich war entscheidend, dass ich nun in Wohngruppen mein Dasein fristen musste, die mir zwar theoretisch wie eine Familie sein sollten, in denen man aber letztlich das Familienleben nur simuliert.

Ich erzählte Mohammed, dass wenigstens in einer der letzten beiden Wohngruppen die Betreuer und Betreuerinnen einigermaßen in Ordnung waren, dass sich sogar so etwas wie Freundschaft zwischen uns entwickelte. Ich berichtete von meinem guten Schulabschluss, den ich trotz allem schaffte, und von der Versicherungslehre. »Es hätte schlimmer für mich laufen können«, sagte ich. Das war ehrlich gemeint. Aber sicher und geborgen fühlte ich mich keinesfalls.

Auch in der Schule war es nicht immer rundgelaufen. Erst zum Schluss lernte ich, Ehrgeiz beim Lernen zu entwickeln. Aber mir gelang es am Ende eben doch, die Dinge einigermaßen geregelt zu bekommen. Und so kam es, dass ich der Jüngste in der Familie war, aber immer wieder die Älteren stützen musste. Selbst hatte ich keine Stütze, ich war ständig auf mich allein gestellt. Es mag banal klingen, aber ich vermisste nichts so sehr wie Liebe und Anerkennung.

Einer der größten Vorteile der neuen Wohnung war jedenfalls, dass ich nun unabhängig vom Jugendamt leben konnte. Davon berichtete ich Mohammed voller Stolz. Es war endlich vorbei mit dem Leben in den Wohngruppen. Meine Betreuer meldeten sich nur ab und zu per E-Mail, und die persönlichen Besuche waren nicht der Rede wert.

Alles, was ich an diesem Abend erzählte, schien Mohammed zu interessieren. Es war egal, wie ausschweifend ich meine Erlebnisse schilderte, er hörte einfach zu. Wir sprachen nicht darüber, wie es früher war, was wir gemeinsam erlebt hatten. Unsere Treffen im Park, die Fußball-Matches unter Kindern. All das beschäftigte mich zu diesem Zeitpunkt ohnehin nicht mehr. Nein, er gab mir das Gefühl, dass er für mich da war. Und dass ich wichtig für ihn war.

Es tat gut, über all das zu sprechen. Darüber vergaß ich sogar, mich zu erkundigen, wie es ihm ergangen war. Er erzählte kaum etwas von sich, nur, dass er sich für Religion interessiere und sein Leben vollkommen danach ausrichte.

So vergingen die Stunden, ohne dass ich das bemerkte.

»Ich rede und rede«, sagte ich und lachte. »Du musst ja schon Kopfschmerzen haben.«

»Nein, ich will ja wissen, wie es meinem Bruder geht«, antwortete Mohammed. »Alles was dich belastet, ist wichtig. Und ich möchte dir helfen, darum interessiere ich mich für deine Probleme.«

Ich kann es nicht anders sagen: Das alles machte mich glücklich. Aus einem anfangs völlig vergeigten Abend entwickelte sich eines der schönsten Erlebnisse, das ich seit Langem hatte. Der ganze aufgestaute Druck löste sich plötzlich. Ich konnte einfach von meinen Sorgen sprechen.

Und er gab mir in allem recht, was ich äußerte. Wenn ich über die Verhältnisse in meiner Familie schimpfte, sagte er nur: »Vergiss diese Leute!« Und wenn ich über meine Kollegen auf der Arbeit lästerte, bestärkte er mich in meiner Abneigung. In diesen Momenten fühlte ich mich angenommen in allem, was mich bewegte.

Es war nun schon fast ein Uhr, ich hätte noch stundenlang hier sitzen bleiben und ihm von meinem Leben erzählen können.

Doch Mohammed sagte, dass er noch dringend einen Freund

besuchen müsse. »Bruder, es tut mir echt leid, aber ich muss los. Hast du morgen Zeit?«

»Klar, wollen wir uns wieder hier treffen?«

»Nein, weißt du, wenn du möchtest, dann stelle ich dir einige Brüder vor, komm einfach mit in die Moschee!«

Ich überlegte noch kurz: Eigentlich wusste er doch, dass ich weder Muslim war noch großartig was mit Religion anfangen konnte. Ich glaubte zwar an Gott, aber das war für mich eine rein persönliche Angelegenheit. Es war mir klar, dass es so etwas wie eine höhere Gewalt gibt und dass es nach dem Tod nicht einfach nur schwarz wird. Vielleicht habe ich gehofft, dass es einen Gott gibt, ohne es wirklich zu wissen. Aber in der Kirche war ich schon lange Zeit nicht mehr gewesen, mir hatte auch eine Gemeinschaft gefehlt, in der sich mein Glaube hätte entwickeln können. Hätte mich damals jemand gefragt, ob ich Christ bin, hätte ich mit Nein geantwortet.

Aber nach diesem wirklich schönen Abend wollte ich ihn nicht vor den Kopf stoßen. Er hatte ja erwähnt, wie wichtig ihm der Islam geworden war. Und nach allem, was ich von mir erzählt hatte, war der Besuch in der Moschee vielleicht eine gute Gelegenheit, etwas über sein Leben zu erfahren.

»Können wir machen«, sagte ich. »Aber du weißt, dass ich keine Ahnung habe, was man in einer Moschee so tun muss.«

Mohammed lächelte und nickte. »Keine Sorge, wir sind unter Brüdern. Ich helfe dir da schon.«

»Unter Brüdern«, hatte er gesagt. Das klang nicht schlecht. Er sagte es so, als sei ich jetzt schon ein Teil seiner Gemeinde.

»Also, ich muss jetzt los. Ich melde mich morgen und sage dir dann die Zeit und den Ort.«

Wir verabschiedeten uns, und noch bevor ich mein Portemonnaie zücken konnte, hatte er bereits die Rechnung bezahlt.

3

Als ich daheim ankam, war mir nicht nach schlafen. Ich schaute mir noch einen Film an und schlief erst in den frühen Morgenstunden ein.

Gegen Mittag wachte ich auf und sah, dass mir Mohammed bereits eine SMS geschickt hatte. »Treffen uns heute um siebzehn Uhr bei der Haltestelle«, stand dort. Ich textete kurz: »OK, werde da sein.«

Die Stunden bis zu unserem Treffen nutzte ich für einen ausgiebigen Lauf durch Wien. Für mich war Sport schon immer ein gutes Ventil. Er half mir, mich auf Dinge vorzubereiten oder mich von Sorgen abzulenken. Außerdem konnte ich so meine körperlichen Grenzen austesten.

So kam es, dass ich dieses Mal als Erster da war, eine halbe Stunde zu früh. Mohammed kam pünktlich um siebzehn Uhr, in Begleitung von zwei Männern. Sie kamen wohl, so wie er, aus der Türkei, ich schätzte sie auf Mitte zwanzig.

Schon aus einiger Entfernung machte das Trio einen respekt-, eigentlich sogar furchteinflößenden Eindruck. Sie trugen Basecaps in Tarnfarben mit eingestickten arabischen Schriftzeichen und schwarze U.S.-Army-Feldjacken. Ihre Jeans hatten sie bis

über die Knöchel hochgerollt. Passanten reagierten verschreckt auf diesen Anblick und machten einen großen Bogen um die drei. An der Haltestelle standen auch einige Jugendliche dabei, die sich wie Möchtegern-Gangster kleideten, aber schlagartig zurückwichen, als die drei ankamen.

Ich war froh, dass ich diese Leute in Freundschaft traf und nichts von ihnen zu befürchten hatte. Natürlich war es für den Moment auch ein erhebendes Gefühl, ein Teil dieser Gruppe zu sein. Wenn ich ehrlich bin, imponierte mir damals auch dieser Gedanke: dass es nun die anderen waren, die uns aus dem Weg gehen würden. Mit einem Mal spürte ich, dass ich nun auch ein wenig Macht bekommen hatte.

Mohammed begrüßte mich wieder mit einer Umarmung. Seine Begleiter stellte er als Hassan und Karim vor. Sie waren mit dem Auto gekommen und würden mich mitnehmen.

»Wir parken dahinten. In der Moschee wissen schon einige Bescheid, dass ich heute jemanden mitbringe. Bleib locker. Und wenn du etwas wissen willst, dann frag einfach. Wir sind dort alle Brüder, und jeder wird dir gerne helfen.«

Mittlerweile klang das für mich wirklich einladend. Die Leute dort würden Verständnis haben, dass ich mich mit ihrer Religion nicht auskannte. Und ich hätte die Gelegenheit, neue Leute kennenzulernen. Den Respekt vor dem Neuen, was mich nun erwartete, wurde ich trotzdem nicht los. Es war einfach eine ganz andere Welt, die sich mir noch nicht erschlossen hatte.

Das Auto, mit dem wir zur Moschee fuhren, war ein tiefergelegter Audi A4. Der Motor gab beim Starten einen Höllenlärm ab, und wie im Klischee fuhren wir mit quietschenden Reifen los.

Mohammed saß neben mir auf der Rückbank und merkte, wie nervös ich war. »Beruhig dich, Bruder, wir sind unter uns. Du brauchst dich für nichts zu schämen. Es muss dir nicht peinlich sein, wenn du noch nicht weißt, was in einer Moschee abgeht.«

Ich nickte, doch während der ganzen Fahrt redete ich kein einziges Wort, nahm sogar mein Handy aus der Tasche, um mich abzulenken. Mohammed kümmerte sich um mich, wollte mir die Hemmungen nehmen. Als wir bei der Moschee ankamen, sagte er: »Wenn wir gleich reingehen, musst du dir die Schuhe ausziehen. Und mach am besten genau das Gleiche wie ich.«

Karim und Hassan stiegen aus, sie nahmen nicht weiter Notiz von mir. Mir war immer noch flau, ich schwieg. Direkt vor dem Eingang wiederholte Mohammed, was er mir schon gesagt hatte: Schuhe ausziehen. Es so machen wie er. »Alles andere ergibt sich schon«, sagte er.

Die Moschee hatte nichts mit dem gemein, was ich mir unter einem islamischen Gotteshaus vorgestellt hatte. Sie war von außen nicht einmal als solche zu erkennen: Da waren keine Pracht und kein Glanz, keine Kuppeln und keine Minarette. Wir standen vor einem dreistöckigen Wohnhaus, in dessen Erdgeschoss sich die Moscheegemeinde eingemietet hatte. Nur ein kleines Schild deutete darauf hin, dass hier gebetet wurde. Ein Supermarkt befand sich gleich neben dem Moschee-Eingang. Und gegenüber lag ein Polizeirevier.

Hassan klopfte kurz, und ein arabischstämmiger älterer Mann bat uns höflich herein. Wir zogen die Schuhe aus. Mir wurde erklärt, dass man den Gebetsraum niemals unrein betreten dürfe, da Muslime beim Gebet mit dem Kopf den Boden berühren und so zu Allah sprechen. Direkt hinter dem Eingangsflur befand sich ein großer Gebetsraum, er war vollständig mit Teppichen ausgelegt. Im Gegensatz zu katholischen Kirchen gab es keinerlei Wand- oder Deckengemälde. Der ganze Raum war sehr karg, in der Ecke stand ein Getränkeautomat. In einem Gebetsraum! Das kam mir ein wenig absurd vor.

In der Moschee befanden sich zu diesem Zeitpunkt sieben oder acht Leute. Es waren Jugendliche dabei, so wie ich, sie waren vielleicht vierzehn oder fünfzehn Jahre alt. Und dann gab es

noch Ältere, die sicher schon im Rentenalter waren. Mir fiel sofort auf, dass keine Frauen anwesend waren.

Ich hielt mich an Mohammed, der jeden mit einem freundlichen »As-salamu alaikum!« und einer kurzen Umarmung begrüßte. Er stellte mich jedem Einzelnen vor, ich begrüßte ebenso freundlich, doch beließ es bei einem einfachen »Hallo!« und einem Händedruck.

Nach einigen Minuten winkte mich der ältere Mann, der uns die Tür geöffnet hatte, zu sich hinüber. Er stand im Gebetsraum an einem Holzregal, in dem zahlreiche Bücher standen. Darüber war eine Fahne mit arabischen Schriftzeichen zu sehen.

»Hier, für dich!«, sagte er und schenkte mir einen Band aus dem Regal. Es war eine deutschsprachige Ausgabe des Koran. Zum ersten Mal hielt ich nun die Heilige Schrift des Islam in den Händen.

Mohammed führte mich weiter in den hinteren Teil der Moschee. Eigentlich war es eine umgebaute Küche, die Möbel waren größtenteils entfernt, dafür hatte die Gemeinde an der Wand ein anderthalb Meter breites Waschbecken angebracht. Hier, so erklärte er mir, müssten die Gläubigen vor jedem Gebet eine rituelle Reinigung durchführen.

»Wenn du bereit bist, dann lass uns jetzt zum Gebet gehen.«

Ich war einverstanden. Mohammed machte mir die einzelnen Schritte der Wudu* vor. Dreimal die Hände, dreimal den Mund, dreimal die Nase. Dann dreimal das Gesicht und dreimal die Unterarme. Schließlich Kopf, Ohren, Nacken und Füße. Ich tat es ihm gleich, fand es spannend, diese Details von ihm zu lernen.

Im Gebetsraum saßen bereits vier Männer und beteten. Wir stellten uns dazu. Einer von ihnen flüsterte mir zu: »Wiederhole meine Bewegungen!«

Das Gebet dauerte etwa fünf Minuten, im Anschluss setzten

* Arabischer Begriff für die religiöse Waschung

wir uns noch im Halbkreis zusammen. Die Männer fragten mich, wer ich sei und ob mir die Moschee gefalle. Ich antwortete vorsichtig, aber es war wirklich so, dass ich mochte, was ich kennengelernt hatte. Wieder begann ein langes Gespräch, so wie zuvor auch schon mit Mohammed. Auch dieses Mal hatte ich das Gefühl, Menschen zu treffen, die sich aufrichtig für mich und meine Probleme interessierten. Die Stunden vergingen. Und ich fühlte mich sehr wohl in dieser Umgebung. Nachher fiel mir auf, dass ich zum ersten Mal seit Langem vergessen hatte, Nachrichten auf meinem Handy zu checken. Es befand sich die ganze Zeit über ausgeschaltet in meiner Hosentasche.

Als wir uns verabschiedeten, tauschte ich die Handynummern mit meinen neuen »Brüdern« aus. Ich versicherte, dass ich bald wiederkommen wollte.

Hassan brachte mich mit seinem Audi heim. Erst dort begann ich die ganzen Nachrichten zu lesen, die sich seit dem späten Nachmittag angesammelt hatten. Meine Kumpel von *Warcraft* waren sauer auf mich, weil ich nicht an der für diesen Abend vereinbarten Schlacht teilgenommen hatte. Es tat mir zwar irgendwie leid, dass ich unsere Verabredung vergessen hatte, doch im Grunde war es mir egal, meine Gedanken waren bei meinen neuen Freunden. Ich schrieb Mohammed noch am Abend eine SMS, ob er mittags zum Gebet in der Moschee sein würde. Ich wollte unbedingt dabei sein. Sekunden später bekam ich Antwort, er sei leider verhindert, würde den anderen aber Bescheid sagen, dass ich komme. »Schau einfach vorbei«, schrieb er, »in unserer Community ist jeder für dich da, egal ob mittags oder um drei Uhr in der Früh.«

4

Ich besuchte die Moschee gleich am nächsten Tag wieder. Es war Sonntagmittag, und im Gebetsraum saßen mehr als ein Dutzend Männer. Ein weiteres Mal wurde ich sehr herzlich empfangen, nahm am Gebet teil und führte zahlreiche Gespräche. Man erklärte mir die Riten in der Moschee und die Bedeutung der Gebete. Ich fühlte mich an diesem Ort aufgehoben. Wieder tauschte ich Telefonnummern aus. Und erst auf dem Heimweg merkte ich, dass es bereits neun Uhr abends war.

Es war ein Wochenende gewesen, das mich schon jetzt zu verändern begann. Ich merkte das bei dem Gedanken an die kommende Arbeitswoche. Eigentlich hatte ich keine Lust, zur Arbeit in der Versicherung zu gehen; ich wollte wieder in die Moschee, mit meinen Freunden beten. Und vor allem wollte ich reden. Ich fand dort für fast jedes Thema einen Gesprächspartner. Auf der Arbeit war das anders. Dort war, so glaubte ich damals, jeder nur auf seinen eigenen Vorteil bedacht. Ich beobachtete an meinen Kollegen, wie sie sich nur die angenehmsten Aufgaben aussuchten und den Rest auf die anderen abzuwälzen versuchten. Das war nicht gerecht, fand ich, zumal viel Unangenehmes dann an den Auszubildenden hängen blieb. Und echte Freunde hatte ich

in den Monaten bei der Versicherung erst recht nicht gefunden. Ernsthafte Gespräche konnte ich dort nicht führen. Wie auch? Es war ja ein Job, und das Private hatte auf der Arbeit nichts zu suchen. So waren die Regeln.

Am Abend lag ich schläfrig auf meiner Couch und zappte mich durch die TV-Programme, als mein Handy klingelte. Es war Mohammed.

»Hi, wie geht's dir, Bruder?«, sagte ich. Ja, er war nach zwei Tagen tatsächlich schon für mich ein »Bruder« geworden. Ich freute mich, von ihm zu hören.

»Bist du zu Hause? Wir müssen da etwas Dringendes mit dir besprechen.«

»Ja, komm einfach vorbei«, antwortete ich.

»Okay, zwanzig Minuten, bis gleich!«

Was war das gerade, dachte ich. Kein freundlicher Abschied, nur: Sie müssen mit mir reden. Um diese Uhrzeit? Hatte ich etwas Falsches in der Moschee getan, jemanden unabsichtlich beleidigt? Ich war schlagartig hellwach, ging nervös in meiner kleinen Wohnung auf und ab.

Nach einer halben Stunde klingelte es endlich an der Tür. Ich betätigte ohne Nachfrage den Summer und hörte Schritte im Flur.

Mohammed erschien mit zwei weiteren Leuten, die etwa Anfang zwanzig waren. »As-salamu alaikum!«, ertönte es von allen dreien, und ich erwiderte mit einem »Wa alaikum as-salam!«* So viel Arabisch hatte ich durch die Gespräche in der Moschee schon gelernt.

»Was ist denn los?«, fragte ich.

»Keine Panik, es ist alles okay. Wir müssen nur über deine Arbeit reden.«

»Meine Arbeit?«

* Arabische Erwidierung auf den Willkommensgruß: »Und mit euch sei Friede!«

Verwundert bat ich die drei, sich zu setzen, und hörte mir an, was sie zu sagen hatten.

»Die Brüder schätzen dich alle wirklich sehr, und sie mögen dich. Einige haben jedoch Bedenken wegen deines Jobs. Du machst was mit Finanzen, und das ist mit unserem Glauben nicht zu vereinbaren. Es ist eine Sünde, mit dem Zinssystem Geld zu verdienen«, führte Mohammed aus.

Die anderen beiden, die sich nicht vorgestellt hatten, stimmten ihm zu. Sie brachten Beispiele, um mir zu zeigen, wie falsch meine Arbeit sei und auf welchen Irrweg mein Job mich führen würde. Sie gaben mir auch zu verstehen, dass diese Dinge von Moschee zu Moschee unterschiedlich gehandhabt würden. Ihre Gemeinde sei eben sehr gläubig und achte auf solche Dinge. Das ganze Treffen sei nur zu meinem Besten. Die Brüder in der Moschee hätten gemerkt, dass ich stark am Islam interessiert sei und dass ich gut zu ihnen passen könnte. Doch meine Arbeit sei Sünde, und sie könnten es sich nicht verzeihen, wenn sie mich nicht von dieser Sünde abhielten.

Ich verstand, dass es ihnen sehr dringend war. Doch auch für mich war die Sache ernst. Sie forderten einfach so, ich solle mir einen anderen Job suchen, wenn ich weiterhin zu ihnen kommen wollte. Ich war im ersten Lehrjahr, und natürlich lief es nicht be rauschend, aber ich hatte zumindest eine gute Ausbildungsstelle.

Die drei drängten mich nun zu einer schnellen Entscheidung. Ich kannte die Gemeinde erst zwei Tage lang, fühlte mich dort aber sehr wohl. Ich hatte in der kurzen Zeit so viel Herzlichkeit erlebt. Aufgeben wollte ich das nicht. Auf keinen Fall. Andererseits sollte ich nun auf die Schnelle einen Beschluss fassen, der mein ganzes Leben verändern würde.

Ich versuchte, mit ihnen darüber zu reden. »Okay, das wusste ich nicht. Danke dafür, dass ihr mich darüber aufgeklärt habt«, stammelte ich. »Wenn ich meinen Job einfach so kündige, bekomme ich Probleme mit der Leitung der Wohngruppe, die mir

diese Wohnung stellt.« Eine sofortige Kündigung kam für mich in diesem Moment tatsächlich noch nicht infrage. Aber die drei wollten keine halbe Ansage von mir. »Ich verstehe echt, was ihr meint«, sagte ich. »Wäre es okay, wenn ich mich erst einmal krankmelden würde?«

So kam etwas Ruhe in das Gespräch. Mohammed und die beiden anderen begannen, sich auf Türkisch zu beraten.

»Das geht in Ordnung«, sagte Mohammed schließlich. »Du musst das nur schnell lösen, es geht nicht um uns, es ist zu deinem Besten, Bruder!«

Ich nickte und war erleichtert, eine für beide Seiten annehmbare Lösung gefunden zu haben. Wir verabschiedeten uns alle mit einer Umarmung und verabredeten uns für den nächsten Tag in der Moschee.

5

Nach dem Aufstehen rief ich bei der Versicherung an und meldete mich krank. Grippe-symptome: Muskel- und Gliederschmerzen, hohes Fieber, Husten. Das können andere schlecht nachprüfen. Dem Jugendamt erzählte ich die gleiche Geschichte. Alle glaubten sie mir.

So startete ich die neue Woche mit einem weiteren Besuch in der Moschee. In den kommenden Tagen verbrachte ich die meiste Zeit dort.

Ich lernte sehr viele neue Brüder kennen. Man belehrte mich eindringlich darüber, was gut für mich und was verboten sei. Niemals prüfte ich nach, was man mir da über den Koran erzählte. Ich ging einfach davon aus, dass mich diese Menschen nicht belügen würden. Mittlerweile hatte ich Vertrauen zu den Mitgliedern der Gemeinde gefasst. Es gab damals für mich einfach keinen Grund, an ihren Ausführungen zu zweifeln.

Personen in der Moschee, die sich mir gegenüber anfangs noch ein wenig zurückhielten, gingen nun offen auf mich zu. Sie hatten mitbekommen, wie wichtig mir die Gemeinschaft geworden war und dass ich mich einbringen wollte. Ein Zeichen dafür war wohl, dass die Moschee für mich zum Lebensmittelpunkt

geworden war. Ich ging nun zu den unterschiedlichsten Zeiten dorthin, um zu beten, zu reden und beim Putzen oder im Garten zu helfen. Es kam vor, dass ich selbst mitten in der Nacht dort war.

Auf diese Weise bekam ich auch Gespräche über Gemeinden in Deutschland und der Schweiz mit.

»Hast du gehört?«, sagte einer und erzählte, dass der und der in Deutschland verhaftet worden sei. Ein anderes Mal hieß es: »Ich habe gehört, dass das Kalifat* bald ausgerufen wird.«

Das waren damals noch alles Themen, die mich ziemlich kaltließen. Ich verspürte dabei weder Freude noch Angst, wie auch, ich wusste ja kaum etwas über den Islamischen Staat oder das Kalifat. Dennoch bekam ich mit, wie diese Nachrichten die anderen Männer in der Moschee bewegten.

Ich achtete weiterhin peinlich genau darauf, dass ich in der Moschee alles richtig machte. Ich wollte die Menschen dort nicht enttäuschen. Mein Kontakt zu Mohammed wurde ebenfalls intensiver. Wenn wir uns nicht in der Moschee trafen, gingen wir in den Parks spazieren und redeten. Über das Leben, den Tod, die Religion. Märtyrer würden im Paradies ein Haus bekommen, das so groß sei, dass der Erzengel Gabriel beim Umfliegen des Gebäudes schon auf halber Strecke erschöpft zu Boden sinke, sagte Mohammed.

Immer öfter lenkte er unsere Gespräche auf das Thema Syrien. Das interessierte mich eigentlich nicht sonderlich, den Krieg in diesem fernen Land verstand ich nicht. Aber ich wollte ihm et-

* Arabisch – ungefähre Bedeutung: »Gottesstaat«. Der Titel »Kalif« meint nichts anderes als »Nachfolger« des Propheten Mohammed und damit den Vorsteher der muslimischen Gemeinschaft. Um die rechtmäßige Nachfolge entbrannte bald nach Mohammeds Tod ein Streit, das religiöse Amt wurde politisch. Seit dem Mittelalter gab es verschiedene Staaten, die sich als »Kalifat« bezeichneten – unter anderem das Osmanische Reich. Heute nennt sich IS-Anführer Abu Bakr al-Baghdadi »Kalif« – um sich selbst und die Taten des Islamischen Staates in die Tradition des Propheten zu stellen. Die große Mehrheit der Muslime erkennt seinen Titel jedoch nicht an.

was zurückgeben. Er hörte mir bei all meinen Sorgen und Problemen zu, also hörte ich ihm nun auch zu. Ohne das, was er mir da erzählte, von vornherein infrage zu stellen. Mehr noch: Ich glaubte ihm. So wie ich den Leuten in der Moschee glaubte, wenn sie mir ihre Auslegung des Koran als die einzig wahre verkauften.

Mohammed erzählte von dem Leid, das den Menschen in Syrien von allen Seiten angetan werde, und dass es nicht fair sei, wie man dort mit den Kindern und mit den erwachsenen Brüdern und Schwestern umgehe. Um ehrlich zu sein, es traf mich rein menschlich schon, was er mir erzählte. Und ich fand es verdammt ungerecht, wie man mit den Syrern angeblich umging. Immer wieder zeigte Mohammed mir auch Handyvideos. »Glaub dem Dreck aus den Medien nicht, die verbreiten nur Lügen!«, sagte er. »Es gibt für die Geschehnisse dort genügend Videos im Netz, die alles belegen.« Auch per Mail bekam ich nun Aufnahmen aus den Kriegsgebieten Syriens.

Wie gesagt, ich war damals noch sehr jung. Und ich zählte nicht zu den Menschen, die sich täglich eine Tageszeitung kaufen. So beschränkten sich meine eigenen Recherchen zum Syrienkrieg auf die Internetseiten, die man mir in der Moschee nannte. Denn nur dort könne ich ja die wahre Realität erfahren, redeten mir die Brüder ein.

Ich habe die Sache mit der »wahren Realität« tatsächlich geglaubt.

6

Mir gelang es, meine »Erkrankung« auf volle zwei Wochen auszu dehnen. Doch das hatte seinen Preis. Mittlerweile stellten die Betreuer aus der Wohngruppe schon unangenehme Fragen. Und auch mein Vater, der mich einmal in der Woche anrief, wurde misstrauisch.

Ich fragte meine Brüder in der Moschee, ob es nicht möglich sei, noch einmal für einige Tage arbeiten zu gehen. Gleichzeitig versprach ich, bald zu kündigen. Nur sei das auf die Schnelle viel zu kompliziert und würde mehr Fragen aufwerfen, als mir lieb sein könnte. Wieder zogen sich die Männer zurück, um darüber zu beraten. Schließlich stimmte man meinem Plan zu – freilich nicht, ohne mich vorher noch darüber zu belehren, wie sehr ich mich doch an mir selbst und den Grundsätzen des Islam versündigen würde.

Nach diesen zwei Wochen, die ich fast komplett in der Moschee verbracht hatte, kamen mir meine Arbeit und die Berufsschule wie eine Strafe vor. In gewissem Sinn war das auch so, ich stand nun in der Pflicht: Denn in der Moschee hatte man mir auch gesagt, dass ich die Sünde, die von den Zinsgeschäften ausgeht, durch die Missionierung von Ungläubigen tilgen müsse.

Und genau das tat ich auch. Sowohl in der Berufsschule als auch auf der Arbeit suchte ich das Gespräch zu Mitschülern oder Kollegen, die ich dazu überreden wollte, mit mir in die Moschee zu kommen.

Mittlerweile war ich sechzehn geworden. Von Frauen hielt ich mich in der Öffentlichkeit bereits fern. Ich vermied es, so gut es ging, ihnen die Hand zu geben. So etwas könne einen Mann auf schmutzige Gedanken bringen, hatte man mir in der Moschee erzählt. Wenige Wochen zuvor wären mir solche Ideen komisch vorgekommen, ich hatte schließlich auch schon Beziehungen zu Mädchen gehabt. Doch in intensiven Gesprächen gelang es den Gemeindemitgliedern, mich davon zu überzeugen, was ihrer Ansicht nach Sünde sei und wie man ihr am besten entgegenhingehe.

Gegen Ende der Arbeitswoche erhielt ich einen Anruf im Büro. Ich war gerade dabei, Verträge zu bearbeiten. Mich langweilten solche Aufgaben zusehends, ich empfand sie als belanglos. Mohammed war am Apparat, er bat mich, zu einem Park am Wiener Heldenplatz zu kommen, es gebe da etwas Wichtiges zu bereden.

Ich nahm meine Jacke und sagte den Kollegen, dass mir übel geworden sei und dass ich zum Arzt müsse. Eine Reaktion wartete ich nicht ab. Mein Bruder war mir wichtiger als das, was die Kollegen auf der Arbeit über mich dachten.

Am Heldenplatz begrüßte mich Mohammed mit einem breiten Lächeln.

»Bruder! Alhamdulillah*, dass du kommen konntest! Gleich kommen noch weitere Brüder. Ich habe ja mit dir über den Islam geredet. Und es scheint mir, als wärst du bereit für den größten Schritt in deinem Leben. Wenn du das willst, dann konvertiere heute zum Islam!«

* Arabisch: »Gelobt sei Gott!«

Mein erster Gedanke war bloß, ob er das ernst meinte. Und der zweite, ob das denn so einfach ging. Hier, mitten in der Wiener Altstadt, zwischen dem Naturhistorischen Museum und der Hofburg, wo täglich Tausende Touristen ihre Erinnerungsfotos machen.

Als dann seine zwei Brüder kamen, wusste ich, dass er es ernst meinte. Und die Konvertierung zum Islam ist tatsächlich recht einfach. Anders als die christlichen Kirchen ist der Islam nicht in »Amtskirchen« organisiert, die Melderegister verwalten, in die man eingetragen wird. Wer an den Islam glaubt, muss sich vor Allah direkt verantworten. Dazu genügt es, wenn man das islamische Glaubensbekenntnis auf sagt, am besten unter Zeugen, die einem bei der richtigen Durchführung des Rituals helfen. Man muss vorher auch nicht aus einer christlichen Kirche austreten. Wichtig ist nur das korrekt ausgesprochene Bekenntnis zu Allah.

An diesem Tag musste ich nicht mehr lange überlegen. Nach allem, was ich in der Moschee erlebt hatte, schien mir die Sache klar: Ich wollte Teil dieser Gemeinschaft werden. Der islamische Glaube war doch etwas sehr Schönes, selbst als Nichtmuslim wurde man sehr herzlich empfangen. Und ich hatte auch kein Problem damit, ein religiöses Leben zu führen. Was sollte daran auch verkehrt sein? So dachte ich damals.

Ich musste zwei Sätze auf Arabisch nachsprechen: »Ich bezeuge, es gibt keinen Gott außer Allah. Und ich bezeuge, dass Mohammed der Gesandte Allahs ist.«

Danach riefen die drei laut auf der Straße: »Allahu akbar!«*

Sie umarmten mich. »Friede sei mit dir! Jetzt bist du einer von uns!«

Ich war völlig überwältigt von meinen Gefühlen, begriff erst nach und nach, was ich in diesem Moment getan hatte.

* Arabisch – übliche, aber ungenaue Übersetzung: »Gott ist groß!« Wörtliche Übersetzung: »Gott ist größer!« Die Steigerungsform wird benutzt, um auszudrücken, dass Gott über den Dingen steht.

»Ich gehe jetzt nach Hause, ich muss meine Freude erst mal sacken lassen«, sagte ich.

»Gut, Bruder, mach das. Zu Hause solltest du gleich duschen und deinen Körper reinigen, da du jetzt Muslim bist. Ich melde mich am Abend bei dir. Morgen gehen wir dann, wenn du Lust hast, gemeinsam in die Moschee zum Gebet. Und ich stelle dir noch mehr Brüder vor. Übrigens kannst du jetzt auch eine Schwester im Glauben heiraten, so wahr Gott will«, sagte Mohammed.

Ich grinste und verabschiedete mich. »As-salamu alaikum, meine Brüder, bis morgen, inschallah!«*

Mohammed erwiderte den Gruß und sagte noch, dass ich mir bis morgen einen neuen islamischen Namen geben sollte. »Oliver« sei jetzt Vergangenheit.

Der Übertritt zum Islam markierte für mich einen Einschnitt; jetzt wollte ich nach den Regeln des Glaubens leben, so wie ich sie in der Moschee kennengelernt hatte. Ich nannte mich fortan »Mohammed«, ein sehr gebräuchlicher Vorname im Islam, gab er doch den Namen des Propheten wieder. Und auch mein Bruder trug ihn.

Überall verkündete ich stolz, dass ich nun Muslim sei. Die Gespräche mit den Brüdern in der Moschee sog ich förmlich auf. Ich begann, mich nach den Vorschriften des Islam zu kleiden. So wie ich es damals bei Hassan und Karim vor meinem ersten Besuch in der Moschee gesehen hatte, rollte ich nun meine Hosen bis zu den Knöcheln hoch. Man hatte mir gesagt, dass es eine Sünde sei, wenn die Säume der Hosenbeine die Schuhe oder gar den Asphalt berührten. Außerdem versuchte ich mir einen Bart wachsen zu lassen – obwohl die Haare damals noch sehr spärlich bei mir sprossen.

Auch wenn ich nicht den besten Kontakt zu meinem Vater

* Arabisch: »So wahr Gott will!«

hatte, beschloss ich, ihn anzurufen. Auch er sollte wissen, dass ich jetzt konvertiert war.

»Ich wollte dir sagen, dass ich jetzt einer großen Gemeinschaft angehöre«, sagte ich.

»Hatte öfter probiert, dich anzurufen. Ist es zu viel verlangt, mal abzuheben oder zurückzurufen?«, antwortete er. »Was meinst du mit ›großer Gemeinschaft‹?«

»Ich bin Muslim!«

Danach war für einige Zeit Stille in der Leitung. Ich spürte sein Entsetzen und stellte mich auf empörte Fragen ein.

Aber er sagte nur: »Willst du nach Syrien?«

Was meinte er damit? Was sollte das jetzt werden? Ich erzählte ihm stolz von meinem neuen Glauben, und das Einzige, was ihm dazu einfällt, war Syrien?

Er fuhr fort: »In den letzten Wochen sind ein paar Jugendliche aus Wien nach Syrien gegangen, es sind auch zwei Mädchen verschwunden, die jetzt bei diesem IS sind. Was soll das heißen, du bist jetzt Muslim? Denkst du, ich schau keine Nachrichten? Verarsch wen anderen.«

Seine Worte trafen mich, darauf war ich nicht eingestellt. Ich hatte mit einer seiner üblichen Moralpredigten gerechnet, doch nicht mit einem Gespräch über Syrien oder verschwundene Mädchen, die jetzt beim IS sind. Augenblicklich ging ich in Abwehrstellung. Nein, darauf hatte ich keinen Bock. Ich legte auf.

Mein Handy klingelte noch einige Male, doch ich reagierte von nun an nicht mehr auf seine Kontaktversuche. Vater hatte doch keine Ahnung, was wirklich in Syrien abging, dachte ich. Er war einer von diesen Menschen, die auf die Lügen aus den Medien hereinfließen. Überall wurden meine Geschwister und ihr Glauben völlig falsch dargestellt. Und er war auch noch bereit, diesen Mist zu schlucken.

Aus politischen Diskussionen hielt ich mich damals weitgehend heraus. Eine Ausnahme gab es: In den Anfangstagen mei-

ner Radikalisierung hatte eine Kollegin auf der Arbeit immer wieder gegen den Islam gehetzt. »Wenn der IS schon Christen in Syrien tötet, dann würde ich am liebsten ein Messer nehmen und hier in Österreich Muslime auf der Straße töten. Und wenn ich Frauen mit Kopftuch sehe, würde ich ihnen das am liebsten vom Kopf reißen«, sagte sie.

Ganz ruhig habe ich ihr versucht zu erklären, was denn alle Muslime dieser Welt nun dafür könnten, wenn in Syrien ein paar Radikale Unschuldige ermordeten.

»Willst du die jetzt in Schutz nehmen?«, entgegnete sie empört.

»Die österreichischen Muslime schon. Wenn die hier einfach arbeiten und ihr Leben leben wollen, kann man doch nichts dagegen sagen.«

Nicht nur auf der Arbeit begegnete mir Islamfeindlichkeit. Die deutsche NPD hatte zum Beispiel plakatiert: »Ist der Ali kriminell, in die Heimat, aber schnell!« Ein Foto mit dem Slogan kursierte damals auf Twitter. Solche Sprüche haben mich extrem wütend gemacht. Und sie haben mich auch in meinem Denken bestätigt, dass es »wir« und »die« gibt. Die Radikalität der anderen hat mich selbst in meiner Radikalität bestätigt.

Kurz darauf meldete ich mich erneut krank. Jetzt wollte ich mich als Mohammed auf mein neues Leben konzentrieren, in dem alles viel einfacher und besser würde.

Nur vor der Kündigung meines Jobs hatte ich immer noch Hemmungen. Einerseits wollte ich meine Ausbildung abschließen, um mir eine bürgerliche Existenz nicht zu verbauen. Andererseits wollte ich auch ein guter Muslim sein, da ich nur so die Chance hatte, ins Paradies zu kommen.

Ich löste das für mich so, dass ich später zwar wieder zur Arbeit und in die Berufsschule ging, aber dort meine Pflichten als Muslim erfüllte. Ich nahm meinen Gebetsteppich mit und betete mittags in meinem Büro neben dem Schreibtisch meiner Mentorin gen Mekka. Das gab natürlich Spannungen mit meinen Kol-

legen. Ich wurde darauf angesprochen, ob ich meinen Glauben nicht etwas übertrieben praktizieren und sich mein Leben nicht in eine extreme Richtung entwickeln würde.

Einmal erwischte mich ein älterer Kollege dabei, wie ich mich gerade auf der Toilette für das Gebet vorbereitete. Gerade hatte ich meine Füße gewaschen und war dabei, meine Socken wieder anzuziehen. »Was machst du da?«, fragte er.

»Ich hatte nur meine Socken falsch herum angezogen, alles in Ordnung«, antwortete ich.

Natürlich glaubte er mir nicht. Mein sonderbares Verhalten sprach sich herum. So begann die Stimmung gegen mich langsam zu kippen.

Ich meldete mich nun noch öfter krank. Und wenn das nicht möglich war, dann blieb ich der Arbeit eben unerlaubt fern. Bald würde man mir ohnehin kündigen, da mein Verhalten zusehends untragbar wurde.

Dass meine wirtschaftliche Existenz sich gerade in Luft aufzulösen begann, war für meine Brüder selbstverständlich kein Problem. Mein Job war in ihren Augen ohnehin Sünde, außerdem kannte ich niemanden in der Moschee, der einer geregelten Arbeit nachging. Obwohl die Männer dort den Staat als einen Hort der Kuffar* ansahen, bezogen viele von ihnen Sozialleistungen. Andere lebten vom Geld ihrer Eltern, was allein schon deswegen notwendig war, weil die Brüder viele Jobs aus Prinzip ablehnten. Oft diente der Glaube ihnen dazu, sich vor Arbeit zu drücken. Ganz radikale Gemeindemitglieder weigerten sich, als Friseur zu arbeiten. Angeblich deswegen, weil gläubige Muslime sich nach Allahs Geboten einen Bart wachsen lassen sollen. Und wahrscheinlich hätten diese Brüder sogar eine Schornsteinfegerstelle als haram** betrachtet, weil Schornsteinfeger oft als Glücksbringer betrachtet werden.

* Arabisch: »Ungläubige«

** Arabisch: »verboten«

Die freie Zeit verbrachte ich fast ausschließlich in der Moschee. Alte Freunde kontaktierten mich nur noch selten. Sie verstanden nicht, warum ich Muslim geworden war, und ich verstand nicht, wie sie ein gottloses Leben führen konnten. Ich war überzeugt davon, dass ich früher meine Zeit sinnlos verplempert hatte. Jedes Gespräch mit meinen Brüdern zeigte mir, wie sehr ich früher danebengelegt hatte. Ich lernte jeden Tag neue Brüder kennen, ihr Vertrauen mir gegenüber wuchs, und ich glaubte zu erkennen, dass sie mit so vielem recht hatten, was sie sagten.

Das Verrückte war: Mir selbst fiel es gar nicht auf, wie extrem mein Verhalten mittlerweile geworden war. Selbst zu diesem Zeitpunkt. Hätte mich damals jemand gefragt, ob ich mich verändert hätte, dann wäre meine ehrlich gemeinte Antwort gewesen: Nein, ich bin immer noch derselbe Mensch wie früher, nur dass ich jetzt eben als »gläubiger Muslim« lebe. Wenn mir jemand vorwarf, ich sei »radikal« geworden, sah ich das als einen Angriff auf den Islam an sich. Ich hatte vollkommen aufgehört, mich und mein Verhalten zu reflektieren.

Nach einigen Wochen wurde ich in den inneren Führungskreis der Moschee eingeführt. Diese Kerngruppe war äußerst radikal in ihren Ansichten, was ich damals nicht begriff, weil sie alle nett und brüderlich zu mir waren.

Hier war ich nun zu Hause, als gut integriertes Mitglied einer Gemeinschaft von Gläubigen. Daran konnte nichts Schlimmes sein. Da war ja immer noch die Herzlichkeit, mit der sich die Männer hier begegneten, der Zusammenhalt, die Solidarität. Ich beurteilte die Menschen immer noch nach der Sympathie, die sich zwischen uns entfaltete, kam aber nicht auf die Idee, dass diese Menschen mich nur mochten, weil ich Muslim geworden war. Und weil sie Soldaten suchten für den Dschihad.*

* Arabisch: »Heiliger Krieg«